Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Für die Montag-Morgen-Ausgabe: Sonnabend Mittag.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde **früher**.
Anzeigen sind stets an die **Expedition** zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 548. **Montag** den 11. November 1895. **89. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 11. November.

Unter der Ueberschrift „**Des Kaisers künstlerischer Mahnruf**" veröffentlicht die „Nordd. Allgem. Ztg." eine Beschreibung des Bildes, das der Kaiser Wilhelm II. unlängst dem Kaiser Nicolaus von Rußland überreichen ließ. Diese Beschreibung lautet:

Auf einer Felsplatte stehen, überstrahlt von dem Lichtglanz des Kreuzes — des Zeichens, in dem allein Christen den Sieg erkämpfen —, die allegorischen Gestalten der Culturvölker. Im Vorgrund Frankreich; mit der Linken das Auge beschattend, glaubt es noch nicht recht an die Nähe der Gefahr; Deutschland hingegen mit Schild und Schwert gewappnet, folgt aufmerksamen Auges dem Ermahnen des Unheils. Rußland, ein schönes, reichlockiges Weib, legt traulich seinen Arm auf die Schulter der wehrhaften Gefährtin. Neben dieser Gruppe steht entschlossen Oesterreich; es streckt seine Rechte auffordernd aus, um das noch etwas zögernde England für die gemeinsame Arbeit zu gewinnen. Italien steht zwischen Beiden und schaut gleich Deutschland erregt auf das drohende Unheil. Den Schluß dieses Zuges edler Frauengestalten bilden zwei junge lockige Mädchen; sie versinnbildlichen die kleineren Culturstaaten, auch sie tragen Speere in der Hand. Vor dieser wehrhaften, vielgestaltigen Gruppe steht der ungepanzerte, geflügelte Erzengel Michael; seine Rechte hält das flammende Schwert. Sein Antlitz ist der Frauenschaar zugewandt; seine Züge spiegeln ernste Energie wider und seine ausgestreckte Linke, welche auf das nahende Furchtbare hinweist, unterstützt noch die Aufforderung, zum heiligen Kampfe bereit zu sein. Zu Füßen des Felsplateaus dehnt sich die weite Ebene des europäischen Culturlandes, ein majestätischer Strom durchrauscht es, Bergzüge begrenzen den Horizont, und in der Niederung werden Städte sichtbar, aus denen Kirchen der verschiedenen Bekenntnisse aufragen; im Vorgrund erscheint die Burg Hohenzollern. Ueber diese friedvollen Gaue aber ballen sich die Wolken des Unheils zusammen; dunkles, qualmendes Gewölk verfinstert den Himmel. Der Weg, den die sich heranwälzenden asiatischen Horden nehmen, wird von dem Flammenmeer einer brennenden Stadt bezeichnet. Wüstige, zu höllischen Fratzen verzerrte Rauchwolken entsteigen dem zerstörenden Brande. Die drohende Gefahr, in Gestalt des Buddha, thront in diesem düsteren Rahmen; ein chinesischer Drache, der den Dämon der Vernichtung gleichsam verkörpert, trägt dies Götzenbild. In unheimlichem Vordringen nähern sich die finsteren Gewalten den Ufern des schäumenden Stromes; nur wenige Zeit noch und er ist keine Grenze mehr.

Unter den zeichnerischen Entwurf, den Prof. Hermann Knackfuß in Cassel zu einem wirkungsvollen Bilde ausgestaltete und Prof. Meese, der Leiter der chalkographischen Abtheilung der Reichsdruckerei, durch heliographische Nachbildung vervielfältigte, schrieb der Kaiser mit eigener Hand: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter. Wilhelm I. R." Ueber den Zweck, den der Kaiser mit diesem Bilde verfolgte, bemerkt die „Nordd. Allg. Ztg.":

„Es ist nicht das erste Mal, daß Deutschlands Kaiser zu Zeichenstift und Pinsel greift, um mit den Gebilden seiner künstlerischen Thätigkeit irgend eine Noth zu lindern, eine Wohlthätigkeitssache zu unterstützen. Schon als er noch Prinz Wilhelm war, spitzte er selbstgeschaffene künstlerische Beiträge für Armenbazare, und noch vor wenigen Monaten, als es galt, dem Unglück zu steuern, welches ein Theil des italienischen Volkes durch zerstörende Naturereignisse erlitten, bildete des Kaisers große Tuschzeichnung „Torpedoboote im Kampfe" den Hauptgewinn der dafür veranstalteten ausgiebigen Tombola. Heute jedoch stehen wir einer künstlerischen That des Herrschers gegenüber, welche die vorangegangenen durch ihren geistigen Inhalt, durch den ihr zu Grunde liegenden tiefernsten Gedanken weit überragt. Auch dies Mal war einzig und allein der Wunsch, dem Unheil zu steuern, vor kommender Gefahr zu warnen, die Triebfeder von des Kaisers Schaffen. Es drängte ihn, den Culturvölkern Europas eine Mahnung zuzurufen, die so klar und eindringlich sei, daß sie auch dem flüchtigsten Beschauer, dem schlichtesten Beobachter verständlich wäre. . . . . Die ganze Darstellung ruft eindringlich dem Beschauer zu, daß es Pflicht jedes einzelnen denkenden Menschen ist, solche entsetzliche, alle Religion, Cultur, Gesittung und Wohlfahrt bedrohende Gefahr mit den zu Gebete stehenden Waffen aufs Energischste zu bekämpfen. Nur auf diese Weise kann der äußere und innere Friede erhalten bleiben! Das Bild zeigt ein hohes Ziel an."

Die „Nordd. Allgem. Ztg." veröffentlicht das Vorstehende nicht im politischen Theile, sondern im Feuilleton und scheint dadurch andeuten zu wollen, daß das Werk des Kaisers nicht sowohl als politische, als vielmehr als künstlerische That aufgefaßt sein wolle. Die ausländische Presse wird sich jedoch schwerlich damit begnügen, den künstlerischen Maßstab an das Werk anzulegen; besonders dürfte die französische den russischen Arm, der sich traulich auf die Schulter Deutschlands legt, mehr vom politischen als vom künstlerischen Standpuncte aus betrachten. Dadurch wird wahrscheinlich auch die „Nordd. Allgem. Ztg." genöthigt werden, das durch das kaiserliche Werk angeregte Thema im politischen Theile weiter zu verfolgen. Dann wird man wohl auch Näheres über den politischen Zweck des Werkes und darüber erfahren, in welcher Weise und mit welchem Erfolge die deutsche Diplomatie diesen hohen Zweck zu fördern sucht.

Die in Berlin erscheinende „**Ostasiatische** Correspondenz" bringt von „völlig eingeweihter, ebenso deutsch- wie chinesenfreundlicher Seite" eine Betrachtung der Verhältnisse in Ostasien. Sie sagt, ein geheimer Vertrag zwischen Rußland und China bestehe nicht, die Bahn von Wladiwostok durch die Mandschurei werde nicht Rußland, sondern China bauen, und fährt dann fort:

„Was nun Port Arthur betrifft, so ist ja das Ansinnen russischer — aber auch anderer — Kriegsschiffe in diesem eisfreien Hafen nicht ausgeschlossen. Aber von einer Abtretung kann nicht die Rede sein! Deutschland ist im Verfolg der richtigen Politik in der Liaotong-Frage. Es handelt sich dabei nur das Gleichgewicht nicht nur in Ostasien, sondern — um es so auszudrücken — um ein Weltgleichgewicht der Weltmächte. Nun werden für Deutschland aus seiner Betheiligung an dieser Weltmachtfrage allerdings Rosen erwachsen. Aber man kann nicht Weltmacht sein, ohne eine bedeutende Flotte zu haben. Deutschland ist mit dem Fortschritt der Welt und mit seinem eigenen Fortschritt in Handel und Machtstellung eben dem ersten deutschen Flottengründungsplan entwachsen, — wie der erwachsene junge Mann seinen Confirmandenanzug nicht mehr tragen kann; er ist zu eng. Nun ist es aber ein ganz hervorragendes Interesse Deutschlands, in Ostasien eine starke Flotte zu haben, um dazu beizutragen, den status quo, wie er jetzt besteht — also auch Port Arthur nicht als russisches, sondern als chinesisches Territorium — aufrecht zu erhalten. Es wird dazu sogar eventuell von China eine Insel als Flotten-Station verlangen müssen. . . China würde sich wohl dagegen sträuben; aber jeder aufrichtige Freund Chinas und ebenso Deutschlands wird dies nur als das Beste für beide Reiche zugleich erachten können."

Dem gegenüber möchten wir Folgendes bemerken: Allerdings haben wir ein ganz hervorragendes Interesse daran, in Ostasien eine starke Flotte zu haben und hoffentlich kommen wir bald in den Besitz der verfügbaren Schiffe, aber wir streben eine Verstärkung unserer Position im äußersten Osten lediglich dazu an, um unsere mercantilen Interessen zu schützen, nicht aber, um in den Streit Japans und Rußlands um Port Arthur uns einzumischen und das Streitobject China zu erhalten, eine Einmischung, die uns mit beiden Rivalen in unnöthige Feindschaft bringen würde. Wir brauchen allerdings eine Kohlenstation an der chinesischen Küste, aber eine Insel als Flottenstation, aber wieder nur zu jenem, nicht zu diesem Zweck. Selbst wenn uns eine Insel von China angeboten würde, würden wir sie nicht annehmen, wenn sie uns nur zu dem Zwecke abgetreten würde, um sie als Operationsbasis gegen Rußland zu benutzen. Wir halten es für durchaus nicht überflüssig, dies offen zu erklären, um so mehr, als die Ausführung der „Ostasiatischen Correspondenz" darauf hinauszugehen scheint, die deutschen Wünsche auf ein chinesisches Aequivalent für die guten Dienste unserer Diplomatie Rußland verdächtig zu machen und so um die Erfüllung derselben herumzukommen. Die Perfidie ist aber zu durchsichtig, als daß sie großen Schaden anrichten könnte, und wir vertrauen, daß unsere Reichsregierung nun erst recht darauf dringt, für bereits geleistete Gefälligkeiten schadlos gehalten zu werden. Davon wird es abhängen, ob wir zu neuen Diensten bereit sind, für die dann neue Forderungen zu stellen wären. Nur werden diese neuen Dienste sich nicht in der Richtung der eben ausgesprochenen chinesischen Wünsche bewegen.

Die Ablösung des **französischen** Cabinets Ribot durch das radicale Ministerium Bourgeois ist ein Ereigniß, das begreiflicherweise in den **vaticanischen** Kreisen nicht mit Gleichgiltigkeit aufgenommen werden konnte. Man giebt der Besorgniß Ausdruck, daß die neue französische Regierung gegenüber der Geistlichkeit und den kirchentreuen Katholiken vielleicht eine unumwunden feindselige Haltung einnehmen werde, die zu scharfen Conflicten führen würde. Ohnehin ist der religiöse Friede in Frankreich bereits durch das Zuwachssteuergesetz in bedenklicher Weise getrübt worden; sollte nun unter dem radicalen Regime dieses Gesetz in rücksichtsloser und vexatorischer Weise zur Durchführung gelangen, dann kann eine scharfe Zuspitzung der zwischen Kirche und Staat in Frankreich entstandenen Differenzen kaum ausbleiben. Die Meinungsverschiedenheit, die zwischen dem Papste und dem Cardinal-Staatssecretair Rampolla mit Bezug auf die Behandlung Frankreichs besteht, wird sich natürlich bei der weiteren Entwicklung der berührten Fragen fühlbar machen. Es heißt sogar, daß diese Differenzen sich eher verschärft, als abgeschwächt haben. Während Cardinal Rampolla an der Ansicht festhält, daß die Congregationen in Frankreich sich beeilen sollten, die neue Steuer zu leisten, nimmt der Papst im Gegentheil den Standpunct ein, daß die nicht autorisirten Congregationen richtig handeln, wenn sie dieser Steuer passiven Widerstand entgegensetzen, und daß der Vatican in keinem Falle in der Lage sei, den Congregationen die Unterwerfung unter die neue Steuervorschrift zur Pflicht zu machen. Der päpstliche Staatssecretair wäre überhaupt geneigt, der französischen Regierung im weitesten Maße entgegenzukommen und ihr alle Zugeständnisse zu machen, die sie verlangt; Leo XIII. ist dagegen überzeugt, daß der Vatican in seinen Concessionen an die Republik bereits die äußerste Grenze erreicht habe, und daß nunmehr der Zeitpunct gekommen sei, sich gegenüber weiteren Forderungen Frankreichs ablehnend zu verhalten. Wenn man nun erwägt, daß seitens des radicalen Cabinets, welches soeben die Zügel der Regierung ergriffen hat, Nachgiebigkeit gegenüber dem Vatican kaum zu erwarten ist, so muß man sich wohl sagen, daß das neue Regime eine empfindliche Trübung der Beziehungen zwischen der Republik und dem heiligen Stuhle mit sich bringen kann. Was speciell die Ernennung neuer französischer Cardinäle betrifft, so hegt man im Vatican die Erwartung, daß das Cabinet Bourgeois das Ergebniß der zwischen dem früheren Ministerium und dem Vatican gepflogenen Verhandlungen ratificiren werde. Bekanntlich werden zwei französische Kirchenfürsten im bevorstehenden päpstlichen Consistorium den Purpur erhalten, nämlich der Bischof von Autun, Monsignore Perraud, und der Erzbischof von Bourges, Monsignore Boyer. Die französische Regierung hatte zwar darauf gedrungen, daß noch ein dritter französischer Cardinal ernannt werde, der als Cardinal der Curie seinen Sitz in Rom haben sollte, der Papst verweigerte jedoch dieses Zugeständniß, obgleich der Cardinal-Staatssecretair sich für dasselbe nachdrücklich eingesetzt hatte.

Mit Spannung hatte man die Rede erwartet, welche Lord Salisbury über die Lage in Ostasien und im **Orient** auf dem vorgestrigen Lord Mayor-Bankett gehalten hat. Diejenigen waren gut unterrichtet, welche behaupteten, die Ausführungen des englischen Premiers würden die in der Türkei durch die armenischen Wirren geschaffene Lage als nicht gefahrdrohend erscheinen lassen. Nach einigen Bemerkungen über die Concurrenz Englands und anderer Mächte, namentlich Rußlands im fernen Osten, in denen Salisbury zwar auf der einen Seite mit stolzer Geste auf die Bereitschaft Englands zu jedem Waffengang hinwies, auf der andern Seite aber hinzuzufügen für rathsam hielt, in Asien sei Raum für Alle, fuhr er fort:

„Es giebt einen Welttheil, wo die Dinge nicht so friedlich und hoffnungsvoll aussehen. Armenien hat die Gemüther Aller seit Monaten beschäftigt." Unter Hinweis auf die im Mai dem Sultan gemachten Reformvorschläge der drei Mächte hob Salisbury hervor, die Unterhandlungen seien mit großem Geschick von den Botschaftern geführt, und man schulde dem Botschafter Currie großen Dank für die Umsicht und die Arbeit, welche wenigstens zeitweilig einen friedlichen Ausgang herbeizuführen vermochten. Die im Mai gemachten Vorschläge seien im Wesentlichen von dem Sultan angenommen worden. Er, Salisbury, habe zu diesen Vorschlägen nichts hinzugefügt, er habe nur in einer Unterredung als Ersatz für die Forderungen der drei Botschafter ein einfacheres Mittel, zu demselben Ziele zu gelangen, angeboten, falls es vorgezogen werden sollte, daß die jetzige mohamedanische Maschinerie fortlaufe und von einer gemischten Commission überwacht werde. Der Sultan habe die Forderungen der Botschafter vorgezogen, somit sei sein (Salisbury's) Vorschlag selbstredend hinfällig geworden. Wenn die Reformen ausgeführt würden, so würden sie den Armeniern alle Aussicht auf Wohlstand, Frieden und Ruhe geben. „Aber werden sie ausgeführt werden?" Wenn man den Sulten überreden könne, den Armeniern Gerechtigkeit zu gewähren, so sei es gleichgiltig, auf welchem Papiere das Versprechen geschrieben sei, aber wenn der Sultan keine Gerechtigkeit gebe und sich nicht herzhaft entschließe, sie zu geben, so würde die sorgfältigste Verfassung nutzlos sein. „So lange das Ottomanische Reich besteht, ist die einzige Möglichkeit unserer Action und der Action aller Mächte Europas zusammen die Einwirkung, welche sie auf das Gemüth des Sultans ausüben können. Wenn aber der Sulten nicht überredet wird, — und die Nachrichten aus Konstantinopel sind in dieser Beziehung nicht erfreulich, — was wird die Folge sein? Meine erste Antwort ist, daß trotz aller Verträge und trotz aller Combinationen auswärtiger Mächte beharrliche Mißverwaltung die Regierung, welche sie übt, ihrem Schicksal zuführt. Aber es ist nicht allein die nothwendige Wirkung natürlicher Gesetze, von der ich spreche, es giebt auch diejenige der Autorität der Großmächte. Seit einem halben Jahrhundert hat die Türkei ihre jetzige Stellung nur inne gehabt, weil die Großmächte beschlossen hatten, daß im Interesse des Friedens und des Christenthums die Aufrechterhaltung der Türkei nothwendig sei, und ich glaube nicht, daß die Großmächte jetzt anderer Ansicht geworden sind. Die Gefahr, falls das ottomanische Reich fällt, ist nicht nur die Gefahr, welche die türkischen Gebiete bedroht, sondern auch diejenige, daß sich das dort entzündete Feuer auch auf andere Nationen ausdehnt und alle, selbst die mächtigsten und civilisirtesten Europas, in den gefährlichen Kampf mit hineinziehen

---

Feuilleton.

Der Kampf ums Dasein.

11] Roman von A. von Gersdorff.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Schade, daß Sie fortgehen", meinte Jakoba bedauernd. „Ich hätte Ihnen gern eine Arbeit angeboten."

„Können Sie ja. Ich bleibe noch ein Quartal. Ist wohl die Abschrift vom alten Rawelski? Er hat mir davon erzählt."

„Von meinem Roman? Der alte Abschreiber?" fragte Jakoba erstaunt.

„Ja. Seine Kritik meinte, die Sache wäre ganz gut, nur mit der Rechtswissenschaft schienen Sie auf gespanntem Fuße zu stehen."

In diesem Augenblick schlug es 11 Uhr, und Jakoba erhob sich rasch.

Sie hatte Helmuth versprochen, ihren Heimweg nicht früher anzutreten.

Sie bat Schmidt um seine Begleitung, und Bergmann fragte, ebenfalls aufstehend, ob er sich anschließen dürfe. Der Weg durch den einsam stillen Thiergarten sei doch behaglicher mit zwei Herren, als mit einem zu machen in so später Stunde.

Sie lächelte Bergmann dankbar zu, denn sie fühlte, daß sein feiner Takt an Helmuth dachte.

Ehe sie ging, bat sie noch Frau Bierke um die Erlaubniß, ihr am andern Tage zu einer bestimmten Stunde Jemand vorstellen zu dürfen, der ihr sehr nahe stände.

Es wurde mit dem wärmsten Blick und Lächeln gewährt.

Als Jakoba mit ihren Begleitern auf die Straße trat, sah sie plötzlich suchend um sich.

Es wurde ihr jetzt klar, daß sie eigentlich gemeint hatte, ihr Verlobter müsse hier sein, sie erwarten, sie selbst heimbegleiten.

Statt dessen überließ er sie wirklich den Anderen. Sie hätte das kaum gedacht. Aber, wer weiß, was ihn aufhielt. Man konnte das nicht beurtheilen, er hatte Verpflichtungen so mancherlei Art, hatte seine Familie.

Plötzlich legte Bergmann leicht seine Hand auf Jakoba's Arm, als wolle er sie zurückhalten. „Wir wollen hier abbiegen und zur Straße zurück. Dort ist etwas passirt. Hören Sie die Stimmen? — Streit!"

„Wahrscheinlich Betrunkene", meinte Jakoba, und sie bogen in einen anderen Pfad.

Als der Doctor von ihr Abschied nahm vor ihrer Hausthür, sagte er etwas so Sonderbares und hatte einen so seherischen Blick, daß sie sich beinahe unheimlich berührt fühlte.

„Wenn Sie jemals in Noth oder Angst sind, und Sie brauchen einen ehrlichen Freund, den nichts vertreiben kann, was es auch sei, dann kommen Sie jeder Zeit zu mir." Fest drückte er ihre Hand: „Der Ihre, Jakoba in Noth und Tod."

Und die ganze Nacht konnte sie die letzten Worte, die aus dem Dunkel an ihr Ohr geklungen waren, die letzten Worte am Schluß dieses glücklichen Tages nicht aus ihren Gedanken und Träumen ringen.

Sonderbar, von überall her schien es bestätigend zu flüstern wieder und wieder, verklingend und wieder aufwachend, dicht, dicht an ihrem Herzen und aus weiter Ferne: „In Noth und Tod!"

7.

Oberst von Andor ging sinnend mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer hin und her. Ab und zu warf er einen Blick nach dem Schreibtisch. Kahl und öde sah es dort aus. Man sah, da war lange kein Bogen umgewendet, keine Feder gerührt.

Ja, es war so. Die Arbeit mit ihrem ganzen Gefolge von Interessen, Befriedigung, Hoffnung hatte ihm wieder den Rücken gekehrt.

Herr von Braun war zurückgekommen aus dem Curort und hatte wider Erwarten gekräftigt sein Amt in vollem Umfange wieder angetreten.

Oberst Andor hatte nun Zeit. Zeit, wie damals, als er den Säbel abgelegt. Die Stunden schlichen wieder so langsam, die sonst so geflogen waren bei der Thätigkeit, die er um ihrer selbst willen geliebt.

Vorbei, vorbei! Etwas Neues finden? Wo? Durch wen? Er — ein Greis, ein alter Officier, ein Edelmann! Was überhaupt war für ihn noch zu wollen auf dem großen Arbeitsmarkt, wo so Viele standen und sich wie ihre Leistungen feilboten, so viel Berufenere, junge Männer und Frauen, in bester Kraft — und die auch da standen, unbegehrt wie er, Tag aus, Tag ein, denen er nur den Platz wegnahm!

Sein Blick fiel auf ein kleines Gedicht dort auf dem Tisch, das er gestern von seinem Wandkalender gerissen und das ihn seltsam getroffen hatte:

„Hier soll ich also dauernd bleiben,
Hier ist mir Haus und Hof bestellt —
Mich oder plötzlich überfällt
Ein Bangen, nimmer zu beschreiben.
Hier ist mein Hof, hier ist mein Haus
Und auch mein Grab — hier harrt die Erde
Bereit, daß ich verschüttet werde!
Mir ist, als wär' mein Hoffen aus!
Mir ist, als ob der Tod sich setze
Zu mir, in eine stille Ecke,
Wie Spinnen an der Zimmerdecke
Zu weben mich in seine Netze! —

Und seine arme Tochter! Wie traurig war sie gescheitert mit ihrem Versuch, Arbeit zu bekommen.

In dem Laden, in welchem sie schon mit bangendem Herzen, in Angst vor Helmuth's Entrüstung, mit aller Qual der Heimlichkeiten ihre Arbeit hatte anbieten lassen, war diese gar keines Blickes gewürdigt worden.

„Packen Sie nur gar nicht aus, liebe Frau", hatte die Besitzerin zu der alten Wäscherin gesagt, die von Maria-Margarethe beauftragt war, „wir können nichts, gar nichts gebrauchen. Wir sind reinweg überschwemmt mit Angeboten auf unser Inserat. Vornehme Damen und alte Spittelfrauen, die halbe Stadt lief uns den Laden ein. Wir hatten blos das Aussuchen."

Dann hatte Maria-Margarethe weiter herumgeschickt und anderen, immer anderen Läden anbieten lassen. Zwei Mark hatte man ihr schließlich geboten, halb wie ein Almosen! Zwei Mark! Für eine Arbeit, die ihr zwölf beinahe gekostet hatte.

Nun lag sie da, die schöne, mühsame Stickerei — eine entmuthigende Mahnung an vergebliches Hoffen, vergebliches Streben, vergebliches Leben.

Wie bitter hatte das arme Kind geweint, als sie das Kissen ausgepackt und dort hingelegt hatte. Und er hatte keinen Trost, keinen Rath gefunden, wie er gehofft, wie er an jenem Abende versprochen hatte.

Eine Uebersetzung ins Englische hatte er ihr besorgen wollen, aber der Versuch war so holperig ausgefallen, daß der Redacteur, dem er ihn vorgelegt, achselzuckend den kleinen Auftrag zurückgezogen hatte. Nun saß sie drüben am Fenster, gedrückter als je, die Hände im Schooß, und sah grübelnd hinaus auf die Straße.

Helmuth hatte sich auch seit einigen Tagen nicht sehen lassen.

Er hätte jetzt hier viel Gutes stiften können, zureden, aufheitern, vielleicht die Schwester mit hinauszunehmen. Lieber Gott, er wollte den Kindern ja gern geben, jetzt schon geben, was er zur Weihnachtsgabe zurückgelegt hatte. Jetzt war es dem armen Mädel viel nöthiger, sich zu zerstreuen und aufzuheitern, als zu Weihnachten, wo es vielleicht ohnehin schon mehr überwunden war.

Trübe und nachdenklich trat der Oberst ans Fenster, das auf den Hof hinausführte. Die Regentropfen hingen an den Fensterrahmen und flossen sinkend an den Scheiben nieder. Das Stückchen Himmel da zwischen den Dächern war grau bezogen.

Draußen war es wohl noch heller Tag. Hier herrschte graue, farblose Dämmerung.

„Nun — wer kommt denn da? Wird wohl Helmuth sein? Aber nein, das war ja eine fremde Stimme.

Die Thürglocke war gezogen worden.

Er hörte seiner Tochter laute, erstaunte Frage: „Helmuth, was ist denn? Ist etwas passirt? Warum bist Du denn in Civil? — Gott im Himmel, Helmuth — ein Unglück! ein Unglück!" schrie sie laut auf.

Rasch stieß der Oberst die Thür auf.

Da stand Helmuth und wehrte die Schwester ab, die ihn umklammern wollte. — Helmuth in Civil! Ein verstörtes, fahles Gesicht, mit tiefen, unheimlichen Falten auf der Stirn — —

Der Oberst winkte ihm gebieterisch. „Komm herein, mein Sohn. Du willst mit mir sprechen".

„Ja, mein Vater." Wie fremd das klang.

„Laß ihn gehen — Maria-Margarethe. Spar Deine Thränen bis nachher."

Helmuth trat ein und der Oberst schloß die Thür ab hinter ihm.

Mit einem Aechzen, wie ein verwundetes Thier — lehnte sich der junge Mann gegen die Wand und bedeckte das Gesicht.

Der Oberst sprach kein Wort.

Er ging wieder an das Fenster und sah in den trüben, grauen Tag.

Er konnte sein Kind, seinen Sohn, nicht ansehen. Er krampfte die Hände ineinander und sagte heiser: Herr, bleibe bei mir!

„Mein Vater, mein armer Vater!"

„Hier bin ich, mein Kind. Sprich Dich aus!"

„Ich schwöre Dir, daß meine Ehre unberührt, daß nur Unglück" — schluchzte er auf.

„Ich weiß, mein Sohn. Ich habe keinen Augenblick ge-

SLUB
Wir führen Wissen.